

Hermann Häring

„Du darfst sein, wie Du bist“ Zu den verborgenen Schätzen der Jesusgeschichte

Liebe Thérèse, lieber Max,
liebe Familie Feigenwinter,
verehrte Anwesende!

Vor zwei Jahren bat mich meine Familie, für unsere Enkelkinder möchte ich doch meine Kindheits- und Jugenderinnerungen zu Papier bringen. Also machte ich mich ans Werk. Zunächst trat mein Gedächtnis in einen Generalstreik. Doch nach einigen quälenden Seiten begannen Erinnerungen und Erzähllust zu sprudeln. Schließlich hatte ich gegen 300 Seiten auf dem Papier. Gemäß der Zahl unserer Enkelkinder werden sie in vier Exemplaren erscheinen.

Welch ein Luxus, möchte man sagen. Hätte ich nicht besser ein Publikum von 10.000 Followern angezielt, meine Sprache entsprechend geglättet und provokativ gemodelt, Anglizismen und coole Ausdrücke aus der Jugendkultur eingebaut? Ich folgte dieser Versuchung nicht, und das war gut so. Ich habe mich zu einer Sprache und einer Wortwahl gezwungen, die meine Enkelkinder auch jetzt schon verstehen. Doch habe ich auch die Entdeckung gemacht: Diese Einfachheit verlangt Mühe. Ich fand es oft schwierig, in der gebotenen Einfalt nicht banal, sondern konkret und genau zu werden. Ich musste Gegenstände beschreiben, ohne technisch daherzureden, Gefühle benennen, ohne kitschig daher zu säuseln, auf meine Niederlagen und Eitelkeiten zu sprechen kommen, ohne um meine großväterliche Autorität zu fürchten.

Wo ist diese klare und unmittelbare Sprache heute noch zu Hause? Ich fürchte, dass wir einer großen Verarmung entgegensteuern, doch möchte ich auch nicht den Kulturpessimisten spielen und einen Untergang unserer Sprache prophezeien. Aber ich bin davon überzeugt, dass wir Gegengewichte schaffen und an einer Sprachkultur arbeiten müssen, die elementar bei den Ursprüngen unseres Sprechens beginnt und dessen Ur-möglichkeiten wieder erkundet. Und damit bin ich bei Max Feigenwinter, also bei Dir, lieber Max, und dem Buch *Befreit glauben*, das heute die Öffentlichkeit erblickt. Ich habe die große Ehre, mich hier zu diesem kleinen, aber (wie ich meine) kostbaren Buch zu äußern. Ich tue es gerne, denn in der Gegenwart kann man die Verdienste einer solchen Literatur gar nicht grnug überschätzen. Dafür gibt es mehrere Gründe, die ich in fünf Punkten entfalte:

- I. Die Kunst der leisen Sprache
- II. Ziellose Abschiede
- III. Die Kraft des Erzählens
- IV. Ja zur Welt
- V. „Was tun wir?“ - „Wer wollen wir gewesen sein?“

I. Die Kunst der leisen Sprache

Zum einen: Max Feigenwinter hat ein *leises* Buch geschrieben und bildet damit einen unverzichtbaren Konterpart zu den zahllosen lauten, in jeder Hinsicht überambitionierten Büchern,

die heute den Büchermarkt überschwemmen und schon in Talkshows platziert werden, bevor sie überhaupt erschienen sind. Dagegen spricht aus Deinen Büchern eine freundliche Bescheidenheit. Sie erschreckt nicht und will nicht beeindrucken, sondern nimmt die Lesenden einfach an die Hand. Der Autor erzählt von seiner eigenen Kindheit und Jugend so, dass viele von uns diesen unprätentiösen Bericht als Erinnerung an ihre eigene Kindheit und Jugend nachvollziehen können: „Ja, so war es auch bei mir!“

Zum andern: Max Feigenwinter hat ein *achtsames* Buch geschrieben. Persönliche Entdeckungen, Überraschungen und Lernschritte kommen zur Geltung, damit auch die Erfahrungen und Sehnsüchte vieler Kinderseelen. Er nimmt sie ernst, erlaubt sich keine streng urteilenden, überhaupt keine urteilenden Blicke, sondern unternimmt den Versuch, mitfühlend ins Innere von heranwachsenden, noch wehrlosen Menschen zu schauen. Diese zurückhaltende Achtsamkeit zeigt sich auch darin, dass der Autor seine Erkenntnisse immer als das Ergebnis seiner eigenen Erinnerungen, Eindrücke, Lernschritte oder Überraschungen darlegt. Dieses Ich, das alle Kapitel so konsequent durchzieht, exerziert gerade keinen Subjektivismus, der Anderen die eigene Meinung aufdrücken will. Im Gegenteil, dieses erzählende Ich wirkt immer als die Zurücknahme der eigenen Person, als ob sie sich davor fürchtete, eine universale Position oder These zu dekretieren. Den objektiven Boden lässt sich der Autor von vorgegebenen Texten, vor allem von den jesuanischen Gleichnissen anreichen; es geht ja um ein befreites Glauben. Er legt sie aus und alle, die sich mit ihnen befassen, können mit Händen greifen, was in ihnen passiert. Die Sachlichkeit, um die es hier geht, kommt in diesen Texten zum Ausdruck, so wie es in allen funktionierenden Schriftkulturen und mit ihren Kerntexten geschieht. Aber das Buch legt zugleich offen, was in den Schriftkulturen, auch in der christlichen Glaubens-tradition meist verborgen geschieht. Es interpretiert diese Texte so, dass die Lesenden in *aller Freiwilligkeit* zu ihren Entdeckungen gelangen, so wie auch seine Schüler von damals den Sinn der Texte *selbst* erschließen mussten. Keine Interpretation wurde und wird aufgezwungen, vielmehr sind Zuhörer und Schüler dazu eingeladen, ihre eigenen Wege und Entscheidungen zu finden. Genau so – und nur so – findet auch der Glaube zur eigenen Freiheit.

Und schließlich: Max Feigenwinter hat ein entschiedenes, orientierendes, ein durch und durch *humanes* Buch geschrieben. Dabei weiß ich, dass „human“ oder „menschlich“ ein schwieriges, oft missverständliches Wort ist. Ich will nicht einfach erklären, diese Texte trügen „menschliche Züge“; das wäre wohl selbstverständlich, ich preise auch nicht in wohlfeiler Manier eine edle und ethisch anspruchsvolle „Humanität“ im Sinne von Goethes „Edel sei der Mensch,/ hilfreich und gut!/ Denn das allein/ unterscheidet ihn/ von allen Wesen,/ die wir kennen.“ Nein, diese edle und erhabene Güte kann nicht mehr überzeugen. Ich meine hier „human“ in einem elementaren Sinn, weil dieses Buch konsequent auf die ursprünglichen Beziehungsquellen des Menschseins zurückgreift, auf das also, was passiert, wenn Menschen einander begegnen, oder was passiert, wenn Säuglinge zu Kleinkindern, zu Kindern, Heranwachsenden und jungen Erwachsenen werden, ihre höchst individuellen Charakterzüge und Fähigkeiten ausbilden, wenn sie immer wieder in das reiche Geflecht ihrer Beziehungen zurückfallen können, das sie hoffentlich anerkennt und hält, herausfordert, ermutigt und bereichert. Auf nahezu jeder Seite kommt gerade das heute erscheinende Buch auf die elementaren Grundbedingungen dessen zu sprechen, was erfüllt sein muss, damit wir uns als Menschen erkennen, ernstnehmen, annehmen und pflegen können.

II. Ziellose Abschiede von der Kindheit

Unser mitteleuropäischer Kulturraum ist in eine gefährliche Dynamik hineingeraten. Individualität ist nicht mehr erwünscht, stattdessen geht es um Leistungen, die nur durch einen hohen Druck erzeugt werden; die Gesellschaft wurde zur Kompressionsmaschine. Vielerorts wird sogar das gegenseitige Gespräch einer normierten Maschinensprache unterworfen. Formen der Respektbezeugung und der Höflichkeit scheinen nicht mehr nötig zu sein, ebenso wenig der Schönheit und des individuellen Stils. Der Sinn für die Tiefe unserer Sprache wird eliminiert.

Dies hatte und hat auch auf Glaube und Religion dramatische Auswirkungen. Wie kommen in dieser Situation Religion und Kultur zusammen? Viele Theologen und Repräsentanten der Kirchen sind der Überzeugung, dieser Niedergang von Tiefe und Sinn sei einer wachsenden Säkularisierung, also dem Verlust von Religion und Religiosität geschuldet. Dabei folgen sie einer interessanten Spur, übersehen aber einen entscheidenden Punkt. Sie verstehen sich als die Opfer einer Entwicklung, obwohl sie diese selbst mit verursacht haben. Faktisch wird dieser äußerst sensible Punkt gerade in den ersten Kapiteln von *Befreit glauben* aufgegriffen. Der Autor hegt keinen Zweifel daran, dass die Identität eines Menschen zumal in der Periode seiner Kindheit eng mit den religiösen Wurzeln zusammenhängt, die in dieser Lebensperiode wachsen.

Max Freigenwinter zeigt nämlich an seiner eigenen religiösen Biographie den Weg des ständigen Abschieds, den er selbst gehen musste. Und ohne großes Aufhebens, aber wohl reflektiert machst Du den wunden Punkt unseres real existierenden Kirchenglaubens deutlich. Zunächst war es der ganz normale Abschied von einem Kinderglauben, der zwischen Fetisch und Wirklichkeit noch nicht unterscheidet, den komplizierten Realitätsbezug der Sprache noch nicht durchschaut, gar kritisch zu hinterfragen weiß. Doch dann steht diese Geschichte exemplarisch für das Problem von uns allen, denen noch irgendwie an Religion und Religiosität liegt: Man gab uns z.B. keine Antwort auf die Frage, was der Blasiussegen wirklich bewirkt, wie eine Mutter Jungfrau bleiben oder Gott alles bewirken kann und doch so viel Elend fortdauern lässt. Es waren schmerzliche Erfahrungen, die viele teilten: Die offiziellen Kirchen *erlaubten* kein Wachstum im Glauben, keinen Übergang in eine Erwachsenenphase, letztlich auch keinen Übergang von der antiken über die mittelalterliche und moderne bis hin zur gegenwärtigen Denkwelt, gleich, ob wir diese reflektiert, spät- oder postmodern nennen; vielmehr sollten die klassischen Denkformen und Denkformeln undifferenziert in Geltung bleiben. Vielleicht sind sie gar nicht so schlecht, könnte man denken, denn sie sind ja voll von tiefer, archaischer und berührender Symbolik. So ist der Religionspädagoge Hubertus Halbfas der heilsamen Symbolkraft dieser Aussagen nachgegangen und Eugen Drewermann, der vor einigen Jahren hier in Sargans gesprochen hat, hat sie aus tiefenpsychologischer Perspektive erschlossen.

Doch seit dem 4. Jahrhundert, als die Staatskirche entstand, erhielt diese verzaubernde Symbolwelt eine staats- und strafrechtliche Geltung. Sie degenerierte zum verfügbaren Instrument der Glaubenskontrolle für das ungebildete, oft aufmüpfige Volk. Damit war jede Eigendynamik, jede erlösende Kraft dieser Symbolwelt blockiert. Diese Inhalte konnten nur noch in ihrer beschreibenden Funktion, nicht mehr in ihrer kreativ verändernden Kraft wahr- und ernstgenommen werden. Die Kirchen erhielten den Eindruck aufrecht, der christliche Glaube wür-

de eine Wirklichkeit beschreiben, die für wahr zu halten sei. Schlimmer noch: In unserer Epoche der gesellschaftlichen Säkularisierung haben die Kirchen ihre Fixierung auf vermeintlich objektive Inhalte nochmals verschärft. Im Grunde wurde sie fundamentalistisch, das heißt: sie hat das Gespräch mit der säkularen Welt völlig abgebrochen.

Zu Unrecht kritisieren die Kirchen die Säkularisierung als Glaubensverlust. Ich möchte dieser Interpretation nicht folgen. Vielmehr stelle ich fest: Mit wachsender Säkularisierung ihrer Sozialräume, in denen ihre Anhänger schließlich leben, verstehen sich die Kirchen bzw. zahllose Kirchengemeinden als ein Residuum, als die verzweifelten Verteidiger einer „göttlichen“ Wahrheit, die immer mehr zu einer weltfernen, oft sogar zu einer welt- und menschenfeindlichen Formel degeneriert. Das hat aber keinen Glaubensverlust bei den Menschen zur Folge; er transformiert sich nur in einer grandiosen Metamorphose. Die wahre Folge ist der massive Bedeutungsverlust derjenigen kirchlichen Institutionen und Amtsträger, die für die religiöse Wende unserer Gegenwart kein Gespür entwickelt haben. Sie haben sich vom elementaren Glauben noch weiter entfernt, als dies in früheren Epochen der Fall war.

III. Die Kraft des Erzählens

Die Folge dieser Entwicklung wurde schon genannt und Max Feigenwinter macht damit ernst. Diese frühe Dogmatisierung und rechtliche Fixierung des Glaubenssystems hatte ja schon im 2. Jahrhundert eine geradezu bizarre Folge: Das Apostolische Glaubensbekenntnis, das bis heute noch alle Kirchen miteinander verbindet, hat, wie Halbfas sagt, „ein Loch“. Es fehlt ein jeder konkret erzählende Verweis auf die Geschichte Jesu von Nazareth. Viele von Ihnen kennen es. Auf das „geboren aus der Jungfrau Maria“ folgt unmittelbar: „gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben“, als ob Jesus dreißig Jahre lang stumm und untätig auf seinen Tod gewartet hätte, um mit ihm die Menschheit zu erlösen. Es verwundert nicht, dass zumal in der Neuzeit auf diese massive Verkürzung eine ebenso massive Gleichgültigkeit folgte. Denn das formale Heldenschema von Erniedrigung und Erhöhung beinhaltet für die aktuelle Lebensgestaltung keinerlei Inspiration mehr.

Genau an diesem Punkt liegt der starke Ansatz von Max Feigenwinter. Er lässt die großen, alles überkuppelnden Glaubenskonstrukte beiseite und wendet sich den Jesusberichten, seinen Gleichnissen und Heilungsgeschichten zu. Wir werden dazu angeleitet, sie genau zu lesen, auf Details zu achten, uns in die Rollen der Akteure zu versetzen. Dort geschieht elementar Menschliches: Begegnung, Hoffnung und Enttäuschung, die Kraft der Empathie und des Perspektivenwechsels, die Ermutigung der Zögernden zur Selbstermächtigung, die Kraft der eigenen Phantasie.

Vielleicht war dieser Durchbruch dem Autor möglich, weil er, wie er betont, gerade keine Theologie studiert hat. Er musste sich nicht in hochkomplizierte Argumentationsberge der Jahrhunderte eingraben, um nie mehr aus ihnen herauszufinden. Sie verstellen ja den Weg zur elementaren Menschlichkeit, denn spätestens seit Augustinus war die traditionelle Theologie des Westens von Angst vor dem allzu Menschlichen geprägt. So hat die Theologie ihren kostbarsten Schatz, den kostbarsten Schatz aller Religionen und aller großen Weltorientierungen verspielt, nämlich die Kraft des Erzählens. Erzählen ist ja ein höchst vielschichtiger Prozess. Er lebt aus der unmittelbaren Beziehung von Menschen zu ihrer Umwelt, ist also immer schon kontextuell. Zugleich ist er an Mitmenschen gerichtet, ist also immer dialogisch. Eine Erzäh-

lung objektiviert das Geschehen nicht, als ob es objektiv in sich existierte. Vielmehr aktiviert sie immer mein eigenes Engagement, eine Beziehung zu Tätern, Opfern oder zu solchen, die in die eine oder andere Rolle hineinwachsen. Da geschieht nicht nur etwas mit den Dingen, sondern eben auch mit den Menschen, selbst mit mir selbst, der oder die hier engagiert erzählt. Deshalb bleibt keine Erzählung zweimal dieselbe; jeder aufgeschriebene Buchstabe wirkt darin nur wie ein Skelett, denn der ständig neue Erzähltakt bezieht immer neue Situationen mit ein. Der Buchstabe wird Geist.

Doch damit haben die offiziellen Kirchen Probleme. Sie begreifen ihren Glauben als unveränderlich, gleich, ob ich Gott als eine feste Burg preise oder den obersten Glaubenshüter als einen unverrückbaren Fels. Wie kann etwas in Ewigkeit wahr bleiben und sich dennoch ändern? Für die Erzählung ist das kein Problem, denn sie selbst ist es, die die Situationen ändert; sie ist in die Veränderung, den Konflikt, die Versöhnung, den Untergang und die Rettung verliebt. Das ist der Grund, warum die Jesusgeschichten auch heute noch ganz unerwartete Innovationen anstoßen können, wie Max Feigenwinter in all seinen Auslegungen zeigt.

Soweit, so gut, könnte ein Theologe gegen das neue Buch vorbringen: Muss nicht auch in den Jesuserzählungen wenigstens ein besonders göttliches Element oder eine spezifisch übernatürliche Kraft stecken? Wie sonst sollte es seine spezifisch christliche, vielleicht göttliche Bedeutung erhalten?

Genau diese Frage beruht auf einem Irrtum, den dieses Buch durchschaut, und an diesem Punkt folgt der epochale Durchbruch, den ein säkulares Denken erreicht hat. Kern einer jeden großen Religion, auch des Christentums, ist ja nicht ein besonderer übernatürlicher Charakter, sondern die elementare Humanität/Menschlichkeit, aus der sie lebt. Wer eine Religion *um ihrer selbst willen* sucht und meint, sie könne *über das Menschliche hinaus* ein Sondergut vermitteln, ist auf dem Holzweg. Alle Religionen *sind* zutiefst menschlich. Wie das Projekt Weltethos herausgearbeitet hat, zeigen sie alle einen tiefen und unterschiedslosen Konsens. Er besteht nicht etwa in einem gemeinsamen Gottesbild oder Heilsverständnis, sondern in der Beantwortung der Frage: Was ist der Weg, den Menschen und Menschheit gehen sollten, um zu guten, menschenwürdigen, in Gerechtigkeit versöhnten Verhältnissen zu kommen? Die gemeinsame Antwort, die sie alle formulieren, kulminiert in der *Goldenen Regel*, also in dem Gebot der Menschlichkeit, aufgefächert in den Maximen von (1) Respekt vor dem Leben, (2) Gerechtigkeit, (3) Wahrhaftigkeit und (4) gegenseitiger Treue. Das alles sind Weisungen, die *aus sich heraus* nachvollziehbar sind. Aus religiöser Perspektive können sie durchaus als göttliche, d.h. unverrückbare Gebote gelten, aber ihre Überzeugungskraft tragen sie in sich. Deshalb kann in jeder einfachen, zutiefst menschlichen Jesusgeschichte göttliche Wahrheit beschlossen sein.

IV. Ja zur Welt

Damit rücken Religiosität und Säkularität, also Frömmigkeit und Welt, eng zusammen. Hans Küng erklärt mit entschiedenem Nachdruck, das Weltethosprojekt, das sich auf einen Konsens der Weltreligionen bezieht, sei „kein ausdrücklich religiöses Projekt“. Gleichwohl ist und bleibt es ein Projekt, das in hohem Maße aus religiösen Traditionen lebt. Es macht damit ernst, dass die Weltreligionen nach wie vor die großen moralischen Weltagenturen sind und ich sehe auch heute noch nicht, wer sie wirklich ersetzen könnte.

Anders gesagt: Recht verstanden sind die Religionen - auch das Christentum - nicht dazu da, um sich selbst in Szene zu setzen, denn recht verstanden wollen sie eine in Frieden und Gerechtigkeit versöhnte Gemeinschaft vorantreiben. Allerdings spricht Max Feigenwinter nicht abstrakt von Frieden, Gerechtigkeit oder Versöhnung. Vielmehr erschließt er einige Berichte und Gleichnisse Jesu, um sie als Pädagoge, als Behüter von elementar menschlichen Beziehungen auszuwerten.

- Er liest das Gleichnis von den *Talenten* in überraschend neuer Weise und entdeckt in ihm eine Atmosphäre, in der wir vor niemandem Angst haben, uns nicht immer mit anderen vergleichen müssen.
- Er setzt sich mit dem Gleichnis vom *Sämann* auseinander und entdeckt in ihm die Ermutigung dazu, dass wir miteinander realistisch und gelassen umgehen. Was gelingt ist prinzipiell gut und nicht tadelnswert.
- Er wendet sich dem Gleichnis von den *Weinbergbauern* zu, für mein Gefühl das stärkste Stück des Buches, und legt es gegen alle normalen Widerstände so aus: Es geht gerade nicht um den Ärger darüber, dass die Letzten genauso viel verdienen wie der Erste, sondern darum, dass jeder bekommt, was er/sie braucht. Wir haben daran zu arbeiten, bis immer mehr Menschen wenigstens das haben, was sie benötigen.
- Er beschäftigt sich mit der Heilung des *Blinden* und lernt dabei, dass wir endlich alles zu sagen wagen, was uns betrifft, woran wir leiden.
- Die Geschichte von der Heilung des *Gelähmten* erwartet von uns, dass wir endlich die Bedürftigen und die Mutlosen zur Kenntnis nehmen.
- Und im Blick auf die anrührende Geschichte von der Tochter des *Jairus* wünscht sich der Autor „eine Gemeinschaft, eine Kirche, in der die Menschen ... wohlwollend füreinander da sind, in der die Menschen glaubwürdig einander sagen können: ‚Erschrecke nicht‘, Du darfst vertrauen.“

Das sind die zutiefst menschlichen Qualitäten, von denen eine Kirche im Sinne Jesu beseelt sein und die sie göttlich nennen könnte, nicht weil es uns von einer höheren Instanz befohlen wurde, sondern weil sie aus sich heraus überzeugen.

Vor einigen Wochen erklärte der deutsche Politiker *Robert Habeck* in einem Interview: „Ich bin, wenn Sie so wollen, ein säkularer Christ. Jemand, der keiner Kirche angehört, aber die Werte des Christentums teilt.“¹ Ich rechne Habeck zu jenen, die den tiefen humanen Kern des Christentums entdeckt und dessen absolut aktuelle, säkulare Bedeutung erkannt haben, nämlich als einen weltfähigen Praxisentwurf. Genau das können wir in diesem kleinen, großen Büchlein lernen: Das Christentum muss sich – wie auch andere Weltentwürfe – messen lassen an der Tiefe seiner Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit. Das ist übrigens nichts Neues, aber es wurde Jahrhunderte lang verdrängt. Von seinen jüdischen Theologie- und Religionsgenossen gefragt, was das wichtigste Gebot sei, antwortet Jesus zunächst durchaus traditionell, was in jedem Katechismus steht: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das höchste und größte Gebot.“ Aber im selben Atemzug fügt er hinzu: „Das andere ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ Genau besehen ist das Gebot der Nächstenliebe also zum entscheidenden Gebot geworden, denn dieses Gebot wird konkret, messbar. Es erlaubt keine Tricks und keinen Selbstbetrug. Erst im säkularen Handeln zeigt sich, wie es mit dem behauptet

¹ Interview vom 19.06.2019 mit Christ und Welt.

teten Gottesglauben steht. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Faktisch - implizit, ohne es vielleicht ausdrücklich zu wissen - vollziehen alle Menschen Gottes Willen, die zu ihren Mitmenschen stehen.

Deshalb fängt eine Religion ja nicht dort an, wo Menschen sich besondere Rituale, Gebete oder geheiligte Gottesbilder zulegen. Religion beginnt überall dort, wo Menschen zueinander in eine offene Beziehung treten, ihre Verhältnisse stabilisieren und verlässlich machen, einander ihre Zuneigung zeigen, wo die Mutter regelmäßig ihr Kind in den Arm nimmt, ihm vor dem Schlafengehen eine gute Nacht wünscht. Religion und Religiosität beginnen immer unversehens und unbemerkt, im Verborgenen. Deshalb ist der Gedanke einer religionslosen Gesellschaft ein unausgereifter Gedanke. Religionen und Religiosität sind wie Eisberge, die zu 90% im Wasser unserer Alltagskultur schwimmen und von ihr getragen werden. Nur zu 10% ragen sie mit ganz besonderen Ritualien, besonders heiligen Texten, mit Verkündigung und Kult darüber hinaus.

Genau dieses Bild bewahrheitet sich in Feigenwinters Versuchen zum befreiten Glauben. In sehr anschaulicher Weise hat er in der Tiefe der Menschlichkeit religiös verlässliches Verhalten entdeckt. Konkreter gesagt: Er hat es in den Jesusgeschichten gefunden, die so profan sind, dass sie nicht einmal einen Weg in die Glaubensbekenntnisse fanden. Dennoch sind sie für das Verstehen einer christlichen Lebenspraxis unverzichtbar. Aus christlicher Sicht ist so dieser religiöse Weg in die Säkularität unwiderlegbar, denn er lässt sich von Jesusgeschichten leiten. Faktisch ist damit auch eine bahnbrechende Antwort auf das Problem der wachsenden Säkularisierung gegeben. Diese Säkularisierung ist der Türöffner für eine neue, offene, durch und durch humane Religiosität. Die Kirchen und ihre Glaubensverkündigung haben aber – wie schon einmal gesagt - auf die Frage zu antworten: Verschwindet ihr Einfluss in unseren säkularisierten Gesellschaften nicht deshalb, weil sie den säkularen Kern des Christseins systematisch verraten haben?

Ich weiß wohl, die Frage ist zu einfach formuliert, denn genau genommen fordert sie höchst komplexe Antworten heraus. Es ist ja nicht so simpel, als hätten die Jesuserzählungen der Evangelien den Kirchen nicht gepasst. Nein, im ganzen Mittelalter und während der Neuzeit bildeten sie für das „einfache Volk“ die Glaubensbasis, auch wenn sie immer von mythischen und magischen Zugaben umgeben waren. Erst seit eineinhalb Jahrhunderten hat sich eine wissenschaftliche Textauslegung daran gemacht, den historischen Kern dieser Erzählung von deren mythischer, ästhetischer, oft liebenswerter Gestaltung zu unterscheiden. Mehr noch: schon seit dem 3. Jahrhundert setzt ein tief eingreifender Prozess ein, den die Fachleute *Hellenisierung* nennen, nämlich die Einsenkung, wenn nicht gar die Versenkung der urjüdischen Erinnerungen und Symbolbildungen in hellenistisches/griechisches Denken, in die Denkrahmen der griechischen Philosophie.

V. „Was tun wir?“ - „Wer wollen wir gewesen sein?“

Was wollte diese Philosophie? Platon, der nur im Unvergänglichen die Wahrheit finden konnte, leitete seine Epoche dazu an, immer das ewige, unveränderliche, das „meta-physische“ Wesen der Dinge zu suchen. Dieses „Wesen“ hatte eine merkwürdige Umschreibung; sie lautete: „*to ti än einai*“: das Sein, das es einmal war. Gefragt wird nicht „Was geschieht hier und

jetzt?“ „Wie komme ich Mensch zu meiner Erfüllung? Das zeitlose Wesen der Griechen hat seine Geschichte immer schon hinter sich.

Diese Frage erinnert mich an ein Theaterstück von *Gesche Piening*. Es lautet: „Wer wollen wir gewesen sein?“. Sie schreibt: „Was soll von uns als Gemeinschaft – im Idealfall – einmal erzählt werden? Was tun wir ganz konkret schon heute, damit diese Erzählung über unsere Gesellschaft einmal Wirklichkeit werden wird? - Es wird einmal an uns gelegen haben, ob wir die gewesen sein werden, die furios an ihren eigenen Ansprüchen gescheitert sein werden oder die, die ihre Vorstellungen von Demokratie und offener Gesellschaft offensiv verteidigt und lebendig umgesetzt haben werden: Wer wollen wir gewesen sein?“

Die Frage ist also todernst; sie erinnert an das *Letzte Gericht*. Sie hat aber einen Nachteil: Sie nimmt die pulsierende, immer offene Vitalität des menschlichen Lebens nicht ernst, wird gestellt, wenn es schon zu spät ist. Dies tut, als wäre unser Leben schon vergangen und projiziert diese Vergangenheit in die Zukunft. Wäre es nicht klüger, zunächst nach unserer Gegenwart zu fragen, nach dem, was wir hier und jetzt, noch unvollendet, auch im Wagnis des Scheiterns tun? Das offizielle Christentum hat mit dieser Futur II-Frage des Letzten Gerichts schon früh die elementar menschlichen Fragen der Jesusgeschichten verdrängt. Bald 2000 Jahre lang haben wir das Christentum umgemodelt zu einem Projekt der vorweggenommenen Vergangenheitsbewältigung. Dieser naturwidrige „Beichtstuhlblick“, der nur auf unser Scheitern gerichtet ist, raubt uns alle Kreativität. Der damit verbundene „Rechtfertigungsblick“ stiehlt uns eine offene Zuwendung zu Freiheit und Befreiung; die Gegenwart wird unwichtig. Wir sollten die traditionell christliche Frage „Was müssen wir getan haben, um das ewige Heil zu erlangen?“ endlich durch die säkular jesuanische Frage ersetzen: „Wie können wir einander zum Guten helfen?“ Wie Max Feigenwinter zeigt, versetzen uns Jesusbewegung und Jesusgeschichten in eine unverstellte Gegenwart. Da begegnen Menschen einander. Sie verlieren, suchen und finden, alles ist noch offen; ein Gericht findet gerade nicht statt. Sie tun einander Unrecht, bitten aber auch um Vergebung, sie bekommen Chancen, Talente, die sie vernachlässigen, aber auch pflegen. Sie sind töricht, aber auch klug und alle können sie mit- und aneinander lernen, denn die Zukunft des Glücks kann bedingungslos beginnen. Ich brauche kein bestimmtes Gottesbild und keine niederdrückende Gerichtsangst, um diese Erfahrungen zu verstehen. Ich brauche keine amtskirchliche Nachhilfe, damit mich die Geschichte vom barmherzigen Samariter anspricht. Ich brauche nur ein Gespür für Menschlichkeit, wenn ich etwa Jesu Wort begreifen will: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“

Doch bevor ich mich weiter in abstrakte Gedanken verdrehe, rate ich Ihnen lieber: Lesen Sie Max Feigenwinter. Dort steht alles so, dass man es auch wirklich verstehen kann.